

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

84

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Ruert.

XXV.

Das Landhaus, in das sich Frau Rochereuil während der Abwesenheit ihres Sohnes zurückgezogen hatte, damit man sich nicht darüber wunderte, sie nicht mehr in das Gefängniß gehen zu sehen, lag in der Nähe des Dorfes Roche-Prémarié. Das Dorf wieder war etwa drei Meilen von Poitiers entfernt. Es war eine ziemlich abgelegene Besizung. Frau Rochereuil war dort allein mit einem Pächter und seiner Frau, die einen an das Herrenhaus anstoßenden Flügel bewohnten und sie bedienten. Alle zwei oder drei Tage kam Louis, der in Poitiers gelieben war, zu Pferde, um seiner Mutter zu sagen, daß er noch keine Nachricht hätte. Am nächsten Morgen ritt er gewöhnlich wieder fort.

Diese Begegnungen zwischen Mutter und Sohn verliefen immer traurig. Frau Rochereuil war tiefbetäubt. Sie hatte ihre Söhne gebeten, sie zu benachrichtigen, wenn der kritische Moment gekommen war. Sie hatten es gethan, und die Mutter hatte nicht einen Vorwurf oder eine Bitte an sie gerichtet, die sie beunruhigen oder zum Zaudern veranlassen konnte. Sie hatte es ja versprochen. Aber sie erbebte bei dem geringsten Geräusch, wie wenn sie etwas für sich selbst zu fürchten hätte. An den Tagen, da sie Louis erwartete, ging sie auf dem Wege nach Poitiers so weit sie konnte, begleitet von Pierre's Hund, einem schönen, langhaarigen schwarzen Jagdhunde, der um sie her sprang und den sie nicht aus den Augen verlor, denn dieser Hund benachrichtigte sie gewöhnlich von Louis' Ankunft. Plötzlich spitzte Neptun, so hieß er, die Ohren und hob den Kopf hoch, mit der Nase schnuppernd, dann lief er in der Richtung der Stadt so schnell er konnte. Einige Augenblicke später hörte Frau Rochereuil den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes. Es war Louis, der näher kam. Von weitem sah er schon seine Mutter und gab ihr mit der Hand ein Zeichen, das sie verstand. Das sollte heißen, daß er noch nichts wußte. Frau Rochereuil war beruhigt und unruhig zugleich; beruhigt, weil sie jeden Tag fürchtete, eine Schreckensnachricht zu erhalten, beunruhigt, weil die Wochen vergingen, ohne daß Pierre ein Lebenszeichen gab. Jetzt waren schon drei Wochen seit seiner Abreise verflossen.

Eines Abends saßen Louis und seine Mutter im Speisesaal am Kaminfeuer. Es war schon kalt. Rochereuil unterbrach ein langes Schweigen.

„Werden wir ihn wiedersehen?“ fragte sie.

„Aber gewiß, gewiß,“ antwortete Louis. „Wenn es ihnen mißglückte, wenn sie verhaftet worden wären, wüßte man es schon in Poitiers. Die Behörden wären benachrichtigt und etwas wäre schon durchgesickert. Keine Nachricht, gute Nachricht!“ fügte er mit erzwungener Heiterkeit hinzu.

Frau Rochereuil senfte. Dann verharren beide in Nachdenken versunken.

Neptun lag lang ausgestreckt vor dem Feuer. Er schien zu schlafen. Aber von Zeit zu Zeit, besonders wenn man den Namen Pierre's aussprach, schlug er, ohne den Kopf zu heben, das intelligente Auge auf und setzte den Fußboden mit der Ruthe.

Es war elf Uhr und Frau Rochereuil wollte in ihr Zimmer zurückgehen, als Neptun mit einem Satz auf die Füße sprang und ohne zu bellen nach der Thür stürzte.

„Louis, Dein Bruder ist da,“ rief Frau Rochereuil.

Er war es wirklich. Eine Minute später trat er mit Abbé Georget ein. Beide waren sehr bleich. Ihre Kleider waren zerdrückt und mit Staub bedeckt. Sie waren Tag und Nacht gereist, hatten im Wagen geschlafen und nur gegessen, wenn sie Zeit hatten.

Frau Rochereuil fiel ihrem Sohne um den Hals und konnte nur sagen: „Ach, mein Kind, mein Kind!“ Pierre und der Abbé drückten Louis die Hand, dann setzte Frau Rochereuil sich stumm.

„Nun?“ fragte Louis.

„Wohlan,“ begann der Abbé, „es ist wieder alles fehlgegangen. . .“

„Wollen Sie, daß ich Sie allein lasse, meine Herren?“ unterbrach Frau Rochereuil ihn faust.

„Nein, Mutter, ich wünsche im Gegentheile, daß Du hier bleibst; ich werde Dich noch in dieser Stunde nöthig haben.“

Frau Rochereuil sah Pierre an und sagte sich, daß die Lage sehr ernst sein müsse, wenn er so spreche.

Da erklärte Pierre ihr, was geschehen war, ohne Einzelheiten anzugeben, um die Mutter nicht zu erschrecken. Aber sie begriff nur zu viel. Er erzählte, wie sie verspätet ankamen, als die Flucht schon mitten im Gange war. Er berichtete von dem Tode ihrer Freunde Decius, Debray und der andern, seiner Begegnung mit Philopomen, der Abjage des Marschalls, dem Treubruch Fouché's. Louis hörte mit geballten Fäusten zu. Frau Rochereuil wurde immer bleicher, je länger ihr Sohn sprach.

„O, Du Unglücklicher,“ rief sie, „Du bist zurückgekehrt! Du hast das Anerbieten, in das Ausland zu gehen, nicht angenommen! Du bist zurückgekommen! Und Sie auch,“ fuhr sie zu dem Abbé gewandt fort, „Sie auch! Wollen Sie denn den Tod herausfordern?“

Der Abbé antwortete nichts. Die Worte dieser Mutter zerrissen ihm das Herz. Pierre trat zu ihr heran und nahm ihre Hände.

„Höre mich, Mutter,“ sagte er, „und Du wirst mich recht beurtheilen. Fünf unserer Freunde, unserer Brüder haben sich selbst hochherzig hingegeben, um der Sache zu dienen. Sie sind im Gefängniß und damit Bonaparte auf Gnade und Ungnade überliefert. Ist es da recht, wenn sie für uns büßen, besonders wenn wir sie — mit einiger Gefahr freilich — retten können? Der Abbé und ich haben Verbindungen im Gefängniß. Descoffes ist in unsern Händen. In der nächsten Nacht lehren wir zurück, und dann muß er uns alle zusammen hinauslassen. Das Messer sibt ihm an der Kehle, folglich wird er geforscht; wir simuliren eine Flucht, und in drei Tagen sind wir draußen. . . Du siehst, Mutter, daß hier gar nichts zum Erschrecken ist.“

Frau Rochereuil hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Sie wußte genau, daß die Gefahr furchtbar war, aber sie war zu hochherzig, um die Gründe ihres Sohnes nicht zu billigen. Sie antwortete schlicht:

„Du hast recht gethan, mein Sohn.“

Louis begriff, daß er seine Mutter zerstreuen und von ihren Gedanken ablenken müsse.

„Nun,“ sagte er, „nichts ist verloren. Die Partie ist romig, das ist alles. Wenn Bonaparte glaubt, daß wir nachlassen werden, dann irrt er sich. Je mehr er den Tyrannen herauskehrt, desto mehr werden wir conspiriren. Mir gefällt das besser, als wenn ich den Code Napoléon studiren soll. Code Napoléon! Es ist zum Lachen! Ein hergelaufener Korre trägt seinen Namen den französischen Gezeiten auf! Ja, wahrhaftig, da sind die Komplotte viel lustiger. Man fühlt doch, daß man lebt. Siehst Du, Pierre, immer lustig! Und Sie, Abbé, machen Sie doch nicht ein Gesicht, als kämen Sie aus dem Grabe. Eine Flucht, das wird nett! Juliette und ich werden Ihnen folgen.“

Kaum hatte Louis den Namen Juliette's ausgesprochen, als er sehr roth wurde. Er sah, daß er im Begriff war, vor seiner Mutter eine Dummheit zu sagen.

„Was giebt's neues im Gefängniß?“ fragte Pierre.

„Absolut nichts. Heute Morgen noch habe ich Vater Descoffes am Fenster gesehen, als er seine Pfeife rauchte. Der alte Spitzbube? Und doch hat man diese Woche wieder gestohlen!“

„Wo denn?“

„In Notre-Dame. Sie haben den Altar und die Sakristei geplündert.“

„Hat die Polizei nichts entdeckt?“

„Nichts. Und Descoffes hatte die friedlichste Miene von der Welt. Der Abbé würde ihm ohne Weichte das Abendmahl gegeben haben!“

„Gut. Wir haben folgendes vor. Unsern Wagen haben wir bei den Felsen zurückgelassen. Wir kehren in die Herberge zurück und kommen vor Tage an dem bewußten Orte an, Louis. Wir verbringen dort ruhig den Tag. Du gehst morgen früh von hier fort und benachrichtigst Descoffes von unserer Rückkehr. Wenn in der „Heimsuchung“

alles gut steht und Du uns keine Nachricht schickst, kommen wir bei Nacht in die Stadt und werden an der kleinen Thür der „Heimsuchung“ zu der gewohnten Stunde sein.“

„Einverstanden,“ antwortete Louis. „Und was habe ich dann zu thun?“

„Nichts.“
„Wie! nichts? Aber soll ich Euch am nächsten Tage nicht helfen?“

„Am Tage darnach wirst Du weit fort sein.“
„Wie denn das, Bruder? Ich verstehe Dich nicht.“

„Du wirst mich verstehen. Du kannst uns hier nichts nützen; im Gegentheil, Du könntest nur unfreiwillig in die Nachforschungen der Polizei Licht bringen. Wenn wir mit unserm Vorhaben scheitern, warum willst Du Dich dann mit uns bloßstellen? Haben wir Erfolg, so würden die Polizei, Drault und Degrange sich gewiß an Dir rächen. Das will ich nicht, und der Abbé will es auch nicht. Hier ist ein Paß, der vollkommen für Dich paßt. Du wirst morgen nach Nantes abreisen. Dort findest Du unsern Freund Allard. Du kennst ihn. Er wird Dir Mittel und Wege verschaffen, Dich in einem kleinen Hafen der Nachbarschaft auf einem jener Segler, die Schmuggel mit England treiben, einzuschiffen. Bis dahin wird er Dich verbergen.“

Louis senkte den Kopf; er runzelte die Brauen. Mit leiser Stimme antwortete er:

„Ich will Dich nicht verlassen. Ich bleibe bis zum Ende bei Dir. Ohne Dich will ich nicht fliehen.“

Frau Rochereuil michtete sich nicht in diesen Streit, aber angstvoll hörte sie zu, kein Auge von Louis wendend.

Da sprach Pierre in fast befehlendem Tone:

„Du mußt, Ich will es. Ich wiederhole Dir: hier würdest Du mir lästig sein.“

Louis schüttelte den Kopf, man sah, daß sein Entschluß fest gefaßt war.

Pierre hob von neuem an: „Du siehst wohl, Mutter, wie sehr ich Recht hatte, Dir vorhin zu sagen, daß ich Dich brauchte. Jetzt ist der Augenblick gekommen. Sprich Du mit diesem Starkkopf. Bestimme ihn, meinem Rath zu folgen.“

„Louis, mein theurer Sohn, ich bitte Dich,“ flüsterte Frau Rochereuil.

Sie vermochte nichts weiter zu sagen. Aber welche Macht besaßen diese gebrochene Stimme und die stehenden Blicke!

Louis war aufgestanden. Er ging mit großen Schritten umher und wiederholte:

„Nein, nein! Es wäre feige.“

Da stand auch Pierre auf.

„Verzeih, Mutter,“ sagte er, „laß mich diesem eigenwilligen Schlingel etwas Vernunft predigen.“

Er nahm seinen Bruder beim Arm, zog ihn in eine Ecke, gewaltsam seine Hand pressend.

„Du sprichst von Freiheit, Unglücklicher,“ sagte er mit mühsam unterdrückter Stimme. „Weißt Du, was feig wäre? Wenn Du aus Eigenliebe unserer Mutter das Herz brächest. Siehst Du nicht, daß sie nahe daran ist, in Schluchzen auszubrechen? Willst Du, daß sie uns beide mit einem Male verliert? Wenn es mir nicht gelingt, wenn ich unsere Freunde nicht retten und mit ihnen fliehen kann, wenn ich sterbe, wer tröstet dann die arme Mutter, die bald vielleicht alle Schmerzen des Lebens bis zur Neige ausgekostet hat? Da! Sieh sie an, Louis. Sie macht übermenschliche Anstrengungen, um ruhig zu scheinen. . . Es ist fürchterlich mit anzusehen! Glaubst Du, daß ich, wenn nicht die Ehre unweigerlich geböte, zu bleiben, nicht sofort fliehen würde, um ihr die Thränen zu ersparen? Du hast keine Verpflichtung übernommen, Louis. Du kannst frei handeln. Geh, Bruder, ich beschwöre Dich. Wenn ich Dich nicht in Sicherheit weiß, wenn ich nicht gewiß weiß, daß Du unserer Mutter, die uns so sehr liebt, bleibst, dann habe ich nicht die Ruhe und Kaltblütigkeit, die mir bald so nöthig sein werden.“

„Du willst es,“ sagte Louis mit Thränen in den Augen.

„Es sei. Ich werde abreisen.“

Dann kamen die beiden Brüder zu Frau Rochereuil zurück.

„Nun, Mutter,“ sagte Pierre, „es ist abgemacht. Louis reißt morgen nach Nantes, und wir, Abbé, kehren in die alte Heimsuchung zurück. Wah! Wir werden nicht lange dort bleiben!“

Frau Rochereuil dachte nach.

„Herr Georget,“ fragte sie plötzlich, „kann ich Ihnen hier oder in Poitiers irgendwie nützlich sein?“

„Nein, gnädige Frau, nein; unser Plan ist fertig, alle

unsere Maßregeln sind getroffen. Es handelt sich um eine Nacht; wir wissen, wo wir uns zuerst verbergen sollen und wie wir dann Poitiers ohne Gefahr verlassen können.“

„Ist das wahr, Pierre?“

„Ja, Mutter. Gehe keine Unruhe. Du wirst vierzehn Tage lang nichts von uns hören, das ist alles.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Stumme Liebe.

Von Louis Albach.

Vor etwa sechs Jahren traf ich in der Gegend des St. Sulpice-Platzes einen Freund, dessen festliche Kleidung und feierliche Miene mir verriethen, daß er als Gast zu einer Festlichkeit geladen war.

Als er mich bemerkte, stieß er einen Freudenschrei aus, und ich glaube zuerst, ich hätte ihn aus einer Verlegenheit befreit, ich hätte ihm einen Vorwand geliefert, seinen Weg nicht weiter fortsetzen zu müssen! Doch nein; nachdem er mir die Hand geschüttelt, zog er mich mit.

„Ach, mein Lieber, wie froh bin ich, daß ich Dich treffe! Du kommst mit, nicht wahr? Du wirst etwas sehr Seltsames zu sehen bekommen.“

Ich habe mich getäuscht; es war nicht ein Befreier, sondern ein Zeuge, auf den er gewartet hatte.

Er gestand mir, er wolle einer Hochzeit beiwohnen, erst der bürgerlichen Trauung und dann der kirchlichen.

Ich fragte ihn aus, und er gab mir Erklärungen, die mich das wunderbare Interesse, das er in dieser Doppelzeremonie nahm, nicht ahnen ließen.

Ein junger Buchhalter heirathete eine junge Arbeiterin. Sie waren aus ehrenhafter Familie und beide ziemlich hübsch. Dabei war nichts Merkwürdiges.

„Du wirst schon sehen; Du wirst schon sehen!“ sagte mein Freund, sich die Hände reibend; „Du hast dergleichen nie gesehen.“

Wir kamen zur Mairie, und im Hochzeitssaale zeigte mir mein Freund die Leute, denen wir uns anschließen sollten.

Auf den ersten Blick schien die Sache nichts Auffallendes, Zuspasantes oder Lächerliches an sich zu haben. Die Braut, die einfach weiß gekleidet war und etwas blaß aussah, hatte große, weitgeöffnete Augen, mit denen sie uns — übrigens sehr bescheiden — den Saal, die Anwesenden, denen sie zulächelte, und die Büste der Republik betrachtete, die sie zu fragen und um ein Orakel zu bitten schien.

Was den Bräutigam anbetraf, so hatte er ein angenehmes und ruhiges, ebenfalls blaßes Gesicht mit offenen, ebenfalls großen Augen, die ebenso wie die seiner Braut fragend umhersehnten.

„Wie das Paar alles betrachtet!“ sagte ich zu meinem Freund.

„Ebenso wie ihre Gäste! Sieh nur!“

Ich der That bemerkte ich diese seltsame Erscheinung; alle diese Leute, die da schweigend und unbeweglich da saßen, hatten leuchtende Blicke.

„Sind das Magneteisen?“ fragte ich erstaunt. Mein Freund brach in ein lautes Lachen aus, das er nicht mäßigte, über das aber die Familie, die Gäste, das Paar selbst nicht verwundert waren, denn niemand machte eine Bewegung.

Nur der Mairie-Diener war entrüstet. Er begnügte sich jedoch mit einer tadelnden Geste und sehte mit lauter Stimme hinzu:

„Meine Herren! Das ist nicht recht!“

Man hätte glauben können, meine Frage und das Lachen, das darauf geantwortet hatte, wären eine doppelte Beleidigung, über die die Betheiligten übrigens garnicht beleidigt waren.

Der Herr Maire!

Der Beamte, der die ehelichen Verbindungen schließt, hielt majestätisch mit seiner Schärpe umgürtet, seinen Einzug. Ich bemerkte, daß der Herr Maire mit einer gewissen Langsamkeit und ganz besonderer Deutlichkeit die auf die Eheschließung bezüglichen Paragraphen des Gesetzbuches vorlas.

Die Eheleute antworteten auf die vorgelegten Fragen, jeder abwechselnd mit einer Stimme, die mich in hohes Erstaunen versetzte, die sehr deutlich, aber durchaus klanglos war; sie sagten „ja“, ungefähr wie eine Puppe: „Pappa“, „Mama“ sagt.

Die Sache wurde mir immer geheimnißvoller.

Ich wandte mich an die Dame, die rechts neben mir saß und fragte sie höflich:

„Was ist denn der Bräutigam für ein Landsmann?“

Die Dame antwortete nicht und blieb starr und unbeweglich. Sie schien mich zu verachten. Ich wandte mich nach links zu einem Herrn, der ein Taschentuch an die Augen führte, und richtete in betreff der Braut an ihn dieselbe Frage.

Er antwortete mir, doch mit einer ebenso klanglosen Stimme:

„Ja, das Wetter ist sehr schön!“

Ich sah ihn verdutzt an.

Die Zeremonie ging ohne unnütze Worte zu Ende, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß auch mein Freund gerührt zu sein schien. Er hatte sich von mir entfernt, um sich der Estrade zu nähern und den Brautleuten ins Gesicht zu sehen.

Der Feigling entzog sich meinen Fragen.

Ich ging zu ihm, als der Zug sich in Bewegung sehte, übrigens immer mit derselben Ruhe.

„Nun,“ sagte ich zu ihm mit leiser Stimme, „was be-
deutet das?“

„Ist das nicht merkwürdig?“

Er schrie seine Antwort heraus.

„Sprich leiser,“ sagte ich zu ihm.

„Wozu?“

„Nun, aus Schicklichkeit!“

„Wie, Du hast also nicht begriffen?“ fuhr er in demselben Tone
fort, der — das muß ich hervorheben, — nur mir auffiel, — Du
hast nicht errathen, daß der Bräutigam, die Braut und alle Gäste
taubstumm sind?“

„Ach! Aber sie haben doch gehört, was der Maire zu ihnen
sagte?“

„Ja, weil er die Worte so ausgesprochen hat, daß sie sie
ihm von den Lippen ablesen konnten.“

„Aber sie haben doch geantwortet?“

„Ach, Du weißt also nicht, daß die Stummen nur stumm sind,
weil sie taub sind und daß sie, wenn man sie die Kunst gelehrt hat,
Töne hervorzubringen, sie auf die Fragen, die sie „sehen“, sprechen
und antworten?“

Ich wußte das wohl, denn ich hatte Banketts Taubstummer
beigewohnt. Ich hatte Taubstumme mit einer eigenthümlichen,
tadellosen Stimme Reden halten hören. Das alles hatte ich in der
Mairie vergessen, denn ich erwartete etwas Merkwürdigeres, Geheimniß-
vollerres.

Und doch! War diese Heirath zweier Taubstummer nicht
eigentlich etwas Unerhörtes, etwas überaus Merkwürdiges?

„Seiden alle ihre Gäste an demselben Gebrechen?“

„Allerdings. Der junge Ehemann, der nicht ohne Geist ist und
fogar zeitweise ganz gute Witze macht, hat nur Taubstumme ein-
laden wollen, um ihnen ein gutes Beispiel zu geben. Er ist in dem
Banthause, in dem ich arbeite, und wäre ich nicht so innig mit ihm
befreundet, so hätte er nie geduldet, daß ein geschwägiger Zeuge zu-
gelassen würde. Ich werde Dich ihm vorstellen.“

Während wir über den St. Sulpice-Platz gingen, um uns von
der Mairie zur Kirche zu begeben, tauschten wir, mein Freund und
ich, unsere Betrachtungen aus.

Wie seltsam mußte sich doch diese Häuslichkeit ausnehmen, wo
das Wort nur mit der allmächtigen Hilfe der Augen gewechselt
wurde! Wir dachten nicht an das geringste Epigramm dieser Frau
gegenüber, die nicht in der Nachbarschaft klatschen konnte, noch
gegen diesen Mann, der niemand den Hof zu machen vermochte.

Wir dachten an das Liebesduett, das das Präludium der Ehe
genesen war. Ihre beiderseitige Haltung war so vertrauensvoll,
ihre Freude so innig, daß man ihnen ansah, die Beiden hatten kein
Geheimniß vor einander.

Das sagten wir uns und noch manches andere, als wir die
Stufen der Kirche hinanstiegen.

Es gab keine Orgel und auch keine Predigt, weil der Priester
sicherlich glaubte, die Worte wären doch nur verloren. Man segnete
sie ein, und ich richtete einige Worte an das junge Paar, welche sie zu
verstehen schien, denn sie nickten mir verständnißvoll zu. — —

Ein Jahr später theilte mir mein Freund, der oft mit mir von
dieser stummen Hochzeit sprach, mit, die junge Frau hätte ihrem
Mann ein Kind geschenkt, doch schon vor der Geburt hatten sie be-
fürchtet, es hätte das Gebrechen der Eltern geerbt.

Ihre Furcht war unbegründet gewesen. Sie haben einen Sohn,
der sieht, hört und spricht!

Er lag in seiner Wiege, als ich ihn sah, frisch, rosig, mit weit
geöffneten Augen; die hatte er von seinen Eltern.

Die Mutter erzählte mir durch Zeichen ihre Freude und
sprach nicht mehr von ihrer häßlichen Furcht. Sie erklärte
mir, sie wie versucht hatte, das Kind „Papa“ und „Mama“ sagen zu
lassen.

„Ich weiß wohl, daß das noch zu früh ist“, erklärte sie mir;
„doch ich will seine ersten Worte erlauschen, weil das schwerer sein
wird, ihn deutlich sprechen zu lehren. Er soll frühzeitig sprechen
lernen, und ich will, daß andere Mütter auf unsere Unterhaltungen
eiferfüchtig werden sollen. . . . Ich bilde mir ein, ich höre
ihn jetzt schon. . . . Und, wenn der Tag zur Neige geht,
sehe ich ihn nicht mehr sprechen, und Sie glauben nicht, wie oft ich
in der Nacht mit meinem Finger sanft über seinen Mund streiche,
um mich zu überzeugen, ob ich nicht den Laut eines Schreies oder
eines Seufzers dort fühle.“

Wenn man Mutter ist, findet man leicht ein Mittel, um glück-
lich zu sein! Ich wünschte, diese wahrhafte Geschichte ließe ewige
Frauen bedauern, nicht stumm zu sein! —

Kleines Feuilleton.

—1.— Die Zeitungsfrau. „Abendblatt! — Neuestes!“ schallt
es von der Nordschwelle den Passanten der Friedrichstraße ent-
gegen. Fast niemand achtet auf den ständig wiederkommenden Ruf;
plaudernd und einander anstarrend schieben sich die Reihem vorbei.
Wiele der einzelnen Gruppen kommen aus den Theatern jenseits des
Wassers, andere suchen oder bieten Genuß und Zerstreuung aus,
nur selten taucht ein Arbeiter auf; hier und da schreiten einige blasse
Verkäuferinnen heimwärts; sie haben erst spät den Käfig verlassen,
der, jetzt lichtlos, keinen der Vorübergehenden mehr anlockt — „Abend-
blatt! — Neuestes!“ schallt es unaufhörlich mit schriller

Stimme in das Stimmengewirre und Trittsgeräusch der Menge. Von
einer Gruppe löst sich ein dicker Geschäftsmann und tritt an die
Auserin heran. Sie ist eine kleine, untersehte Frau, die sich in viele
Näcke und Lächer geküßt hat. Von den Händen sieht man nur die
Fingerringe, die roth und steif von der Kälte sind. Sie tritt
immer von einem Fuß auf den andern, nur den Augenblick, in dem
sie die Zeitung dem Herrn hinreicht und das Geld wegnimmt, das
sie in eine große Tasche ihrer blauen Schürze steckt, bleibt sie still
stehen. Während sie aus dem umgehängten Kasten eine Zeitung
nimmt und die Lücke an dem Gesäß über dem Kasten wieder aus-
füllt, tritt sie schon wieder von einem Fuß auf den andern und
ruft: „Abendblatt! — Neuestes!“ —

Nach einer Weile wird sie plötzlich unterbrochen: „Sie sollen
nicht immer auf einem Fleck stehen bleiben!“ Sie sieht den Schutz-
mann, der ihr dies gesagt, still an und geht weiter, dabei immer
rufend: „Abendblatt! — Neuestes!“ Einige Häuser weiter unten
bleibt sie stehen, sieht sich um und kehrt auf ihren alten Platz zurück,
der gerade vor dem Eingang eines großen, prunkvollen Lokales
liegt. Sie kommt aber noch zurecht, um einigen, mit heißem Kopf
Heraustretenden ein Blatt verkaufen zu können. Dann bleibt sie
vor dem Lokal, ihre Anpreisung fortgesetzt wiederholend.

Nach einigen Minuten herrscht der Schutzmann sie an: „Sie
stehen ja schon wieder hier?! Sie wissen doch, daß Sie das nicht
sollen!“ — Ich muß Sie aufschreiben!“ Bei dem letzten Satz wendet
sie sich ihm zu und stößt häßlich hervor: „Was? Sie wollen mir schouft
wieder een Strafmandat uffhängen?“ „Steh' ich hier een' Menschen
im Wege?! — — Wo soll denn dat hinführen? — Ja lass' mir
aberst nich von de Pullezei rujentren; ic' leje Verurfsung in!“

Der Schutzmann hat mit leichtem Lächeln einige Notizen gemacht
und geht fort. Die Frau wird immer erregter und laut schreit sie
hinter ihm her: „Nu haben Se erst meinen Mann runjenirt, jetzt soll
ic' ooch rankommen!“ Hastig geht sie die Straße hinab und schreit
in das Publikum hinein: „Meinen Mann haben Se in de Destille
jedrieben — den kann ic' nu ernähren — nu wollen Se mir ooch
runjeniren!“ Mehrere junge Leute begleiten sie lachend und höhrend.
Sie achtet nicht darauf, sondern wiederholt ihre schrillen Schreie.
„Aber mir sollen Se nich untertriejen!“ Damit biegt sie hinter dem
Bahnhof Friedrichstraße in ein Lokal ein, aus dem man sie noch
einige Zeit reden hört. — Nach einer halben Stunde sieht sie wieder
an ihrem alten Platz, tritt von einem Fuß auf den anderen und
ruft: „Abendblatt! — Neuestes!“ —

— Die Milchversorgung der Städte. Die Unwirthschaft des
allgemeinen Verbandes deutscher Landwirtschafts-Genossenschaften in
Offenburg hat an die Magistrate von 300 größeren Städten eine
Umfrage über die Milchversorgung der Städte gerichtet. Es ergab
sich, daß der Milchverbrauch in der Regel mit der Größe der Städte
abnimmt, und daß die Fabrikstädte den geringsten aufweisen. In
Hamburg mit 625 000 Einwohnern kommen auf den Kopf der Be-
völkerung im Monat 7,5 Liter, in Köln (320 000) 7,6, in Frankfurt
(228 000) 7,0, in Nürnberg (162 000) 9,2, in Stuttgart (158 000)
10,1, in Mainz (77 000) 11,5, in Ludwigshafen (39 000) 11,0, in
Straßburg (130 000) 10,8, in Göttingen (25 000) 14,5. Die Größe
der Differenzen wird am anschaulichsten durch die für Berlin und
Guten geltenden Zahlen; in der Reichshauptstadt kamen nur 6,8
Liter monatlich auf den Kopf der Bevölkerung, während in Guten,
das auf städtischen Weiden 2000 Kühe unterhält, die vorhandene
Milch trotz eines Verbrauchs von monatlich 26,22 Liter auf den
Einwohner nicht bewältigt werden kann. Im allgemeinen ist der
Milchverbrauch im Süden größer als im Norden, im Sommer er-
heblicher als im Winter; das Mehr im Sommer schwankt zwischen
15—20 pCt., am wenigsten tritt dieser Unterschied in den Groß-
städten zu tage. —

Theater.

— „Maria Stuart“ auf der „Schmiede“. Ueber eine
merkwürdige Aufführung von „Maria Stuart“ wird aus Eisenberg,
einem Städtchen des altenburgischen Landes berichtet: Die sächsische
Hofschaupielerin Pauline Ulrich befindet sich zur Zeit auf einer
Tournee, auf der sie die kleinen und kleinsten Städte des Alten-
burger Landes besucht. Wenn das schon, bei der Bedeutung der
Schauspielerin, auffällig ist, so ist es noch auffälliger, daß sie mit
den denkbar unzulänglichsten Kräften zusammenspielt. Die Darsteller
des Burleigh und des alten Schrensbury waren ihren Aufgaben
so ziemlich gewachsen; auch Leicester und Mortimer können noch
die Jenjur „genügend“ erhalten, aber eine starke Zumuthung
für die Zuschauer war es, bei dem Auftreten der Königin
Elisabeth noch ruhig zu bleiben. Ihr Organ, so urtheilt das Eisen-
berger Nachrichtenblatt, dünn und unsympathisch, ist unvernünftig,
irgendwelchen Affekt auszudrücken. Auch die Rolle hatte die Königin
nicht gelernt. Es entstanden Kunstpausen, die andere mitleidige
Partner durch Wiederholungen auszufüllen bemüht waren. Sehr
oft versprach sie sich. Sie stellte Wörter um und einen Monolog
begann sie mit der letzten Zeile, die anderen dann wild durch-
einander werfend. Daß sie aber noch das, was sie konnte, wie ein
Schulmädchen herunterleierte mit grotesk steifen Bewegungen, das
war zu stark. Das einzige, was noch Trost in dieser
wunderbaren Aufführung gewährte, war, daß die Königin
Elisabeth durch ihre unglaublichen Verprechungen das doppelte
Trauerspiel zu einem Lustspiel machte. Auch die Rollenvertheilung
dieser denkwürdigen Aufführung war rühmendwerth: Die Rollen
des Mortimer und des Melvil lagen in einer Hand, ebenso die der

Hannah, des Staatssekretärs und des vorführenden Trabanten. Da nun beide Darsteller mit der Zunge anstießen, so schien es lustigerweise so, als ob fünf Mitglieder der Gesellschaft diesen Sprachfehler zu beklagen hätten. Der 2. Aufzug des letzten Aktes wurde gar nicht aufgeführt. — Der Vollständigkeit halber soll erwähnt werden, daß die Kostüme der Leute um die Ulrich von den verschiedensten Theatern der umliegenden Städte zusammengepumpt waren. —

Musik.

-er-. Linden-Theater. In wenigen Worten seiner unerschöpflichen Produktionskraft hat Offenbach seine Fähigkeit, aus den Uebertreibungen der parodistischen Operette zur reizenden Feinheit des musikalischen Lustspiels emporzusteigen, glänzender gezeigt, als im „Blaubart“. Es giebt im ersten und dritten Bilde dieses übermüthig spottenden Wertes Arien, Duette und Ensembles, welche an graziosen Humor und reichquellender Erfindung den besten Sachen der Klassiker der „opéra comique“, den Auber, Voilevieu, Adam, Delibes u. s. w. kaum nachstehen. Dieser opernhafte düstere Blaubart, der seinem Liebeswechselfieber im ergößlichsten Gefühlsüberschwange eines italienischen Pedantenors Ausbruch verleiht, sein unheimlicher Mächtmitt Popolani, der mit heiterem Gewissen die erledigten Frauen seines „schrecklichen“ Gebieters in ein sehr fröhliches Jeneseits hinüberführt, die häuerische Vollnatur der Boulotte im Gegensatz zum Etiquette-verkürscherten Pose des Königs Boböche, für alle diese Figuren und Geschehnisse aus der feinwichtigen Libretto-Werkstätte der Weibac und Halévy besitz Offenbach eine geniale Mannigfaltigkeit charakterisirender Ausdrucksmittel. Die Aufführung war die beste des bisherigen Jyllus. Herr Steiner (Blaubart) und Fr. Collin (Boulotte) wetteiferten mit einander an Stimmensartung, parodistischer Vortragskunst und fröhlicher Spiellaune. Die mannhaften Fürkinnen der alten Schmidt sind in ihrer unverwüthlichen Schneidigkeit bekannt; ihr Gemahl, König Boböche fand in Herrn Sigmund leider einen von jedem Geschmack verlassenen Darsteller. Er machte aus einem Tyrannen der Etiquette einen öden Klown. —

Kunst.

— Vor einiger Zeit wurde über ein zu Torre Annunziata oberhalb Pompeji gefundenes merkwürdiges Mosaik berichtet, das steben mit der Loga bedeckte Gelehrte mit starkem Bart und griechischem Gesichtsschnitt zeigt, von denen der eine mit einem Gläschen Figuren, die auf die Kugelgestalt der Erde bezug zu haben scheinen, in den Sand zeichnet, ein anderer mit einem Stabe auf eine auf einem Käschen vor ihm stehende Himmelskugel zeigt, während die übrigen Gestalten Papyrusrollen in den Händen halten. Wie A. Sogliano ausführlich in der „Notizie degli scavi“ mittheilt, ist es nicht unwahrscheinlich, daß auf diesem Mosaik die Schule der Akademie in Athen dargestellt ist. Daß es sich um eine Philosophenschule handelt, ist zweifellos. Nun erinnert aber die Akropole der Stadt, die man auf dem Mosaik im Hintergrunde mit Mauern und Thürmen und einer in ihr sich erhebenden Akropolis, ebenfalls mit Mauern und Thürmen, erblickt, lebhaft an die von Athen, und zwar müßte dann die dargestellte Szene nördlich von der Stadt angenommen sein, wozu gerade die Akademie trefflich passen würde, auf deren Hain durch einen schönen, reichblaubunden Baum hingedeutet zu sein scheint. Die Hauptperson, die auf die Himmelskugel zeigt, würde Plato sein, etwa mit Problemen beschäftigt, wie er sie in Timaeus behandelt. —

Aus dem Alterthum.

— Das Grabmal einer phönizischen Priesterin. Philippe Berger, der Nachfolger Renan's auf dem Lehrstuhl der semitischen Philologie im Collège de France zu Paris, machte in der Académie des Inscriptions Mittheilung von einer phönizischen Inschrift, die in Avignon gefunden wurde. Es ist das Grabmal einer verheiratheten Priesterin Libela, aber der Name der Gottheit, der sie diente, ist auf dem Stein nicht mehr lesbar. Die Inschrift schließt mit dem Verbote, das Grabmal zu öffnen. Sie ist namentlich deswegen von großem Interesse, weil phönizische Inschriften bisher nur in den Küstentädten Frankreichs gefunden wurden. Zum ersten Male lernen wir hier vielleicht eine phönizische Binnenkolonie kennen, die bedeutend genug war, um ein eigenes Heiligthum und eigene Priester zu besitzen. —

Medizinisches.

— Die Pest in Indien. Aus London wird geschrieben: Nach den neuesten amtlichen Berichten über die Ausdehnung der Bubonenpest in Indien ist gegenwärtig etwa der vierte Theil des britisch-indischen Kolonialreiches, d. h. der ganze Regierungsbereich Bombay von der Seuche heimgesucht; doch treten auch bereits in Mittelindien und im Pendschab an einzelnen Stellen Massen-Erkrankungen auf. Der eigentliche Seuchenherd ist noch immer die Stadt Poona, unter deren 100 000 Einwohnern am 15. November 650 Pestfranke angemeldet waren, während die durchschnittliche tägliche Todesziffer der Stadt im November 75 betrug. Weiter nach Süden hin ist die Stadt und Provinz Scholapore von der Seuche derart ergriffen, daß vom 1. bis 15. November unter einer Gesamt-

bevölkerung von 500 000 Seelen 3000 Todesfälle durch die Pest gezählt wurden. Sodann ist das ganze südliche Marattagebiet mit dem Hauptorte HUBLI von der Seuche befallen, und im Innern des Landes ist sie bereits in der Stadt NASSI mit größter Festigkeit aufgetreten. In Bombay, der Hauptstadt des westlichen Indiens, hat die Sterblichkeit die Ziffer 318 auf 1000 erreicht; alle bisher getroffenen Abwehrmittel erweisen sich hier als wirkungslos. Am meisten aber beängstigt die bisher gemachte Erfahrung, daß die kältere Jahreszeit für die Ausbreitung der Pest günstiger ist, als die heiße Jahreszeit, weshalb man für die bevorstehenden Wintermonate eine unabsehbare Ausdehnung des Uebels befürchtet. Im Pendschab ist die Pest besonders in der heiligen Stadt Hurdwar am Ganges aufgetreten, und zwar hat sie dort auch die in den benachbarten heiligen Wäldern hausenden Affen ergriffen, was die Bevölkerung in die größte Bestürzung versetzt hat. —

Bergbau.

c. s. Kohlenminen über der Erde. Die unverantwortliche Vergeudung der Naturschätze, wie sie in Amerika gang und gäbe ist, macht sich nicht nur in der Waldverwüstung, der Vernichtung des Fischreichthums, der Ausrottung des Wildbestandes, der Auslaugung des Bodens u. s. w. bemerkbar, sondern tritt auch im Bergbau zu tage. Viele Jahre lang haben die Besitzer vieler Anthracitkohlen-Gruben darauf los gewirthschaftet, als liebten sie die schwarzen Diamanten nicht erschöpfen; die unreine und kleine Kohle wurde als wertlos einfach auf die Halde geschüttet, so daß sich im Laufe der Zeit ganze Berge dieses werthvollen Brennmaterials bildeten. Jetzt aber, da manche Gruben vollständig abgebaut sind, beginnen die Kohlenbarone ihre Aufmerksamkeit diesen früher verschmähten Halben zuzuwenden. Zu den reichsten Minen der Reading Coal and Iron Company gehörte früher die Kalmia-Grube im Schuylkill-Bekken. Ungehobene Quantitäten von Anthracitkohle werden dort gefördert, allein nur die besten Qualitäten auf den Markt gebracht, die minderwerthige dagegen wurde auf die Halde geworfen. Jetzt ist diese Grube erschöpft und die Gesellschaft hat nun sorgsam das auf, was sie früher weggeworfen hat. An den Halden werden Waschmaschinen aufgestellt, und tausende von Tonnen der besten Kohle aus den ungeheueren schwarzen Schmutzbergen gewonnen. Während des verfloffenen Sommers sind allein aus den Halden an der Kalmia-Grube 50 000 Tonnen guter Kohle herausgewaschen worden und diese ergab nach Abzug aller Unkosten einen Reingewinn von 50 000 Dollars. Auch viele Privatunternehmer haben diesen über der Erde befindlichen Schmutzhaufen, von denen manche 200 Fuß hoch sind und 10 Acres bedecken, ihre Aufmerksamkeit geschenkt. —

Humoristisches.

— Der Kuß der Muse. Frau Sievers: „Ach, Frau Helmer, was macht Ihr Herr Sohn doch für reizende Gedichte! Woher er das nur immer hat!“ — Frau Helmer: „Ja, sehen Sie, Frau Sievers, der Junge ist mal die ganze Treppe von dreißig Stufen heruntergefallen und ist unten mit 'm Kopf auf 'n scharfen Kautschum aufgeschlagen — ich glaub allerweil, daß er 's daher hat.“ —

— Schlaue Arzt: „Haben Sie Ihrem Mann das Schlafmittel nach Vorschrift gegeben?“ — Die Frau: „Alle zwei Stunden, Herr Doktor! Aber es war eine harte Arbeit, ihn jedesmal wieder wach zu kriegen.“ —

— Hat recht! Lehrer: „Schmidt, neun mir mal sechs Thiere, welche in der Polar-Region wohnen.“ — Schmidt: Vier Eisbären und zwei Seehunde. —

Vermischtes vom Tage.

— Ein weiblicher Tenor. Ein Fräulein Coulli-Geißler hat dieser Tage in Stuttgart eine Tenorpartie mit großem Erfolge zum Vortrag gebracht. —

— In Dackenheim bei Dürkheim erschöpf ein Knecht eine Bauernochter und erhängte sich dann. —

— Felaterinoslaw, 24. November. Bei der Eisenbahnstation Scharowka stieß ein Personenzug mit einem Güterzuge zusammen. Der Post- und der Gepäckwagen sowie mehrere Personenwagen wurden zertrümmert, vier Reisende schwer und zwei Postbeamte leicht verletzt. —

— Zwei starke Erdstöße wurden in der Nacht zum Donnerstag in Bularest verspürt. —

— In Madras und Umgebung hat ein Cyclon großen Schaden angerichtet. —

— Von der Pest. Die Pest hat in Poona und Surat bisher nicht nachgelassen und ist jetzt auch in Velgaum und in Ahmednagar aufgetreten. Zwei Drittel der Bevölkerung des letzterwähnten Ortes sind gestrichet. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 28. November.